

Der Tradition verpflichtet: zum Neubau des Gemeindehauses in Jona

Autor(en): **Tschanz, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **117 (1999)**

Heft 7

PDF erstellt am: **03.08.2023**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-79695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Martin Tschanz, Zürich

Der Tradition verpflichtet

Zum Neubau des Gemeindehauses in Jona

In der Zürichsee-Gemeinde Jona haben die jungen Architekten Andreas Müller und Daniel Truniger mit Geschick und Geschmack ein Erstlingswerk von hoher Qualität realisiert. Sie finden mit zwar nicht logischen, aber erklärbaren Entscheidungen eine beachtenswerte Alternative zum sturen Kampf um Konsequenz.

Jona ist bekannt als Teil des Paares Rapperswil-Jona. Nicht von ungefähr trägt nicht nur der bekannte Eishockey-Club diesen Namen, sondern beispielsweise auch der Verkehrs- und Verschönerungsverein. Das Gemeindegebiet von Jona umlagert im Halbkreis das Städtchen Rap-

perswil, ein Konglomerat von zum Teil zusammengewachsenen Siedlungskernen. So ist Jona in doppeltem Sinn Peripherie: einerseits bezogen auf Rapperswil, andererseits bezogen auf Zürich, dessen Stadtzentrum per S-Bahn im Halbstundentakt hervorragend erreichbar ist, besser als die Kantonshauptstadt St. Gallen. Diese Situation prägt den Charakter des Ortes, der in typischer Weise städtische Dichte aufweist, aber doch das Bild der ländlichen Vergangenheit aufrecht zu erhalten sucht. Spricht man in Jona vom Zentrum, ist zu präzisieren, welches der Einkaufszentren denn gemeint sei.

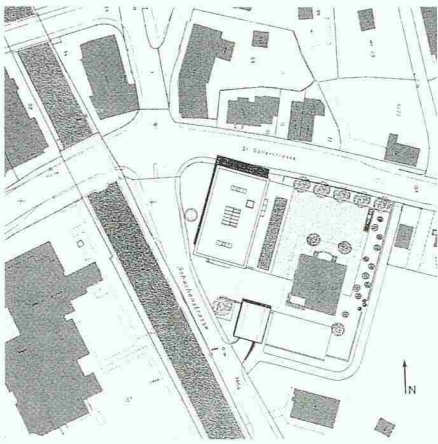
Neubau am alten Ort

In dieser Situation ist der Neubau eines Gemeindehauses eine hervorragenden

de Gelegenheit, einen wesentlichen Beitrag zur Identitätsstiftung der Gemeinde zu leisten. Die Voraussetzungen dazu waren bereits im Wettbewerb gut. Der vorgegebene Bauplatz hat als Ort des alten, zu klein gewordenen Gemeindehauses nicht nur eine entsprechende Tradition, sondern auch einen idealen Standort. Er liegt an einer wichtigen Kreuzung; in unmittelbarer Nähe finden sich das Flüsschen Jona, ein stattliches Schulhaus des frühen 20. Jahrhunderts und eine wichtige Kirche, die auf einem Hügelsporn unübersehbar die Umgebung dominiert. Direkt benachbart ist ausserdem ein Tagungszentrum, in dem auch die Gemeindeversammlungen stattfinden.

Das neue Gemeindehaus fügt sich in die heterogene Situation ein, indem es sie als Solitär selbstbewusst neu ordnet. Geschickt werden der Pausenplatz des Schulhauses und die Räume der Kreuzung und des Flusses genutzt, um das Haus ausreichend freizustellen. So wird das kompakte Volumen als solches erlebbar. Seine





guten Proportionen tragen wesentlich zum ruhigen, monumentalen Charakter bei, der durch die klassische Gliederung unterstrichen wird.

Massiv- und Skelettbau

Über einem knappen Sockel aus Valser Quarzit ist die Fassade selbsttragend aufgemauert aus lokalem Sandstein, der eine warmgraue Tönung aufweist. Ein überhöhtes Erd- und zwei Obergeschosse

mit einem regelmässigen Raster hochrechteckiger Fenster werden von einem Geschoss mit halbiertem Fensterformat bekrönt. Der Ausdruck laviert so zwischen Massivbau und Skelettstruktur, was genau der Konstruktionsweise der Fassade aus vorfabrizierten Betonelementen und einer Vormauerung entspricht. Die Ecken sind leicht betont, indem winkelförmige Werkstücke Stärke suggerieren. Ein Dachkranz schliesst das Volumen nach oben ab. Die Eingangsfassade ist vor allem durch ihre Lage zur Kreuzung hervorgehoben. Der Eingang selbst liegt in einer eingezogenen Nische - der einzigen im Gebäudekörper - und ist mit Vitrinen und Schiebetüren aus Bronze sowie einer dezenten Schrift deutlich zwar, aber eher bescheiden ausgezeichnet.

Von anderen stattlichen Verwaltungsgebäuden hebt sich das Gemeindehaus vor allem durch zwei grosse, mittig liegende Fenster an den Schmalseiten ab, die auch bei Tag Einblick in eine innenliegende Halle geben, ja von Süden einen Durchblick längs durch das ganze Haus gewähren. Damit wird unmissverständlich

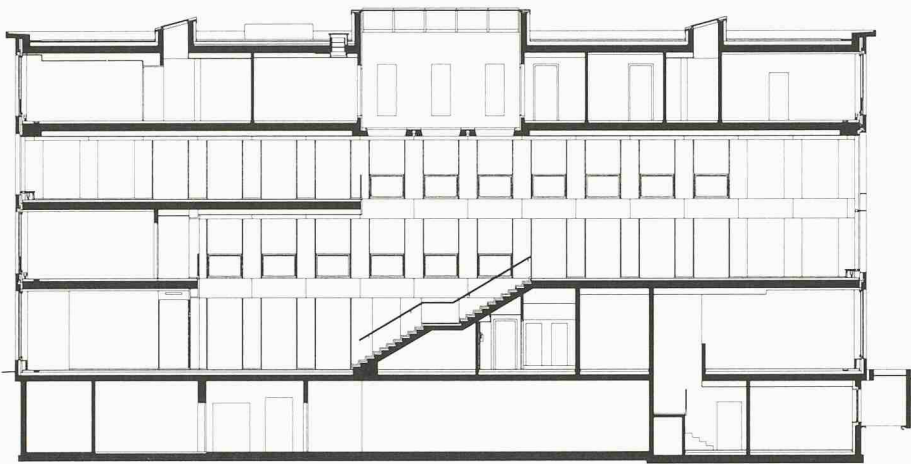
Öffentlichkeit signalisiert, das Geschehen im Haus wird buchstäblich transparent gemacht.

Halle als Herz

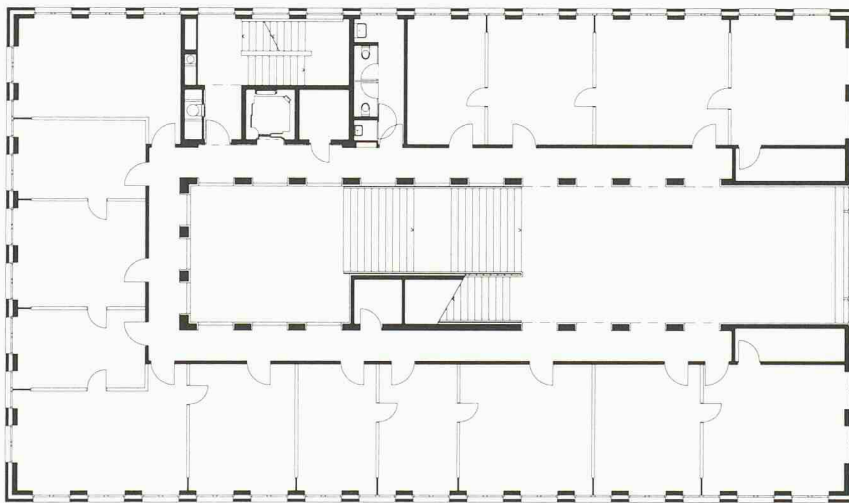
Die Halle bildet das eigentliche Herz des Hauses. Sie schlängelt sich als offener Raum durch den Schnitt: vom niedrigen Eingang entwickelt sie sich in eine zweigeschossige Eingangshalle, über eine breite, einläufige Treppe weiter zu einem ebenfalls zweigeschossigen Bereich im ersten Obergeschoss, von dem aus ein fast raumgrosses Fenster nach Süden den Blick in Richtung Kirche, See und Glarner Alpen öffnet, und schliesslich zurück in einen galerieähnlichen Teil im zweiten Obergeschoss, der nach Norden Aussicht über die Dachlandschaft des Ortes hin zu den Hügeln des Hinterlandes bietet. Die Halle bindet damit nicht nur alle Bereiche mit hoher Publikumsfrequenz an einen repräsentativen und in hohem Grade öffentlichen Raum, als eine Art optisches Instrument inszeniert sie zudem den spezifischen Ort, die Lage der Gemeinde zwischen Hügel und See.



Links: Ansicht von Südosten, rechts: Blick aus der Halle im 1. Obergeschoss Richtung Südosten (Bilder: Heinrich Helfenstein)



Längsschnitt



1. Obergeschoss

Erdgeschoss



Durch ein weichzeichnendes, serigraphiertes Oberlicht ist von ihr aus eine Lichtkammer im dritten Obergeschoss erkennbar. Diese Etage ist nicht direkt an die Halle angeschlossen und beherbergt Bereiche mit weniger Publikumsverkehr. Die Stimmung ist hier ganz anders: in den Erschliessungs- und Vorräumen fehlt jeder Aussenbezug. Das Licht, das gezielt von oben beziehungsweise aus der geheimnisvoll leeren Lichtkammer über der Halle einfällt, erzeugt eine konzentrierte, ruhige Atmosphäre.

Monumentalität

Beim Gemeindehaus Jona ist eine angemessene Monumentalität erreicht worden. Zu der Erfüllung der praktischen Bürofunktionen, die sich kaum von denen privater Verwaltungsbauten unterscheidet, wird der Anspruch erfüllt, als Gemeinschaftswerk und gleichsam als Kopf der Gemein(de)werke diese Gemeinschaft zu repräsentieren. Deutlich wird dabei manifestiert, dass die Gemeindeverwaltung als Organ der Öffentlichkeit nicht einfach als gewöhnliche Firma verstanden wird.

Dies wird zum einen durch den präzisen Ortsbezug von Bauplatz und Baumaterial sowie der Verknüpfung von Innen und Aussen durch die Halle erreicht. Zum anderen ist aber auch das Anknüpfen an vertraute Bilder wichtig. Dazu gehört die Gliederung des Baukörpers mit Sockelgeschoss und Kranzgesims, die sichtbare Solidität der Konstruktion und damit verbunden der Anspruch auf Dauerhaftigkeit, sowie die Beachtung einer traditionellen Hierarchie der verwendeten Materialien: vom steinernen Äusseren über die mit Eichenholz gleichsam ausgeschlagene Halle mit ihrem Quarzitboden zu dem Kirschbaumholz der Ratsstube und der Cafeteria und den Farbakzenten in den Korridoren und im Treppenhaus.

Abweichungen von der Tradition

Interessant und sprechend sind aber auch die Abweichungen von der Tradition. So ist auf die Ausbildung einer Hauptfassade verzichtet: selbst nach Süden, wo das mächtige, zweigeschossige Fenster der Halle die Fassade beinahe zu sprengen droht, wird die Gefahr des Pathos umschifft, indem im Erdgeschoss der bescheidene, aber mit Vordach, Treppe und Rampe doch deutlich zeichnende Eingang zur Kantonspolizei die Symmetrie erfolgreich bricht.

Vor allem aber überrascht die Lage des Ratssaales, den man im Piano Nobile erwarten würde, aber im obersten Geschoss findet, das ja zudem nicht als ein offenes Attika- sondern als ein intimes Dachgeschoss ausgebildet ist. Gebaut wurde nicht

ein Palazzo Publico, bei dem der Rat als Machtorgan die Stelle des souveränen Fürsten vertritt, sondern ein Gemeindehaus, mit einem Rat als oberstem Organ einer konzentriert arbeitenden, verantwortungsbewussten Verwaltung. Monumentalisiert sind die öffentlichen Bereiche, nicht die Räume der leitenden Organe.

Nicht nackter Körper, sondern Haus

Die im Vergleich zur Länge relativ grosse Gebäudetiefe lässt die Körperhaftigkeit des Solitärbaues hervortreten, die durch das Fehlen einer Hauptfassade, die eher strukturierende als gliedernde Wirkung der repetitiven Fassadengestaltung und die Artikulation der Ecken zusätzlich unterstrichen wird. Man wird dabei vielleicht an das Dogma Livio Vacchinis erinnert, der streng zwischen gerichteten Privatbauten und zentrierten öffentlichen Gebäuden unterscheidet, oder aber - aus einer ganz anderen Position - an die Bemerkung von Rudolf Olgiati, der Kubus müsse als «brutalste Form für die Augen» für Baukörper von zentraler Bedeutung vorbehalten bleiben.

Um einen Kubus handelt es sich allerdings nicht. Speziell der vorkragende Dachkranz stört diese Wirkung. Das Gebäude besitzt mit ihm ein deutlich artikuliertes Dach: es ist nicht ein blossgelegter, sondern ein beschirmter Körper. Es wirkt damit nicht als massives Volumen, bei dem alle Inhomogenitäten im Inneren letztlich Störungen darstellen, sondern als Haus: das Dach verweist auf ein geschütztes Inneres, es ist ein Versprechen auf Innenraum, das in der Halle grosszügig eingelöst wird.

Zelebrierte Übergänge

Es überrascht nun nicht, dass anders als so häufig in der jüngeren Schweizer Architektur die Eingänge als Übergänge zu diesem Inneren kein Problem darstellen, weder der in einer Nische liegende Haupteingang, noch die - natürlich - von Vordächern geschützten Nebenzugänge. Übergänge werden geradezu zelebriert und tragen wesentlich zum architektonischen Reichtum des Hauses bei. Das gilt für die räumliche Entwicklung der Halle vom gedrunghenen Eingang über die hohe Eingangshalle und die zum Licht ins Piano Nobile hinaufführende Haupttreppe bis hin zurück zum Nordfenster der Galerie. Es gilt auch für den Übergang vom edel ausgekleideten Hauptraum über die dunkel gehaltenen Vorzonen in die hellen Büros, auch für die grosszügige Nische, die im Dachgeschoss den Auftakt zum Ratsaal bildet, im gleichen edlen Holz ausgekleidet wie der dahinter liegende Raum. Und es gilt speziell für die Fassade, die nicht



Blick in die Lichtkammer im 3. Obergeschoss
(Bild: Martin Tschanz)



Vorraum zur Ratsstube
(Bild: Martin Tschanz)

Halle im 1. Obergeschoss, Blickrichtung Norden
(Bild: Heinrich Helfenstein)





Ansicht von Osten (Bild: Heinrich Helfenstein)

nur durch die aussen liegende Laibung, sondern auch nach innen durch die Stützen und die dazwischen liegenden Konvektoren Tiefe entwickelt, vor allem aber durch die verglasten Anschlüsse der Bürotrennwände, die eine innere Fassadenzone bilden.

Die räumliche Wirkung der niedrigen Brüstungen und der bis unter die Decke reichenden Fenster kommt am deutlichsten in der Halle zum Ausdruck. Die Bänke, die hier die Konvektoren abdecken, sind gerade gross genug, um den Raum als Innenraum zu fassen und die Öffnung als Fenster zu artikulieren. Die Halle ist demnach nicht aufgefasst als eine Öffnung im Gebäudekörper, gleichsam als ein durch das Gebäude fließender Aussenraum, sondern eben als ein Innenraum mit allerdings mächtig inszenierten Aus- oder besser Durchblicken. Analog ist die Situation in den Büros: das Haus hat nicht sogenannte strukturelle Öffnungen, bei denen das abschliessende Glas stets als ein durch die Not aufgezwungener Ersatz für «nichts» erscheint, sondern Fenster, die ganz konventionell aus Rahmen und Glas bestehen.

Schweizer Architektur mit Berliner Akzent?

Das Stadthaus in Jona ist der erste Bau der jungen Architekten Andreas Müller und Daniel Truniger. Er steht deutlich unter dem Einfluss von Prof. Hans Kollhoff, bei dem beide ihr ETH-Studium abgeschlossen haben, und lässt sich leicht in die jüngeren, von Berlin ausgehenden Versuche zur Erneuerung der Steinarchitektur einordnen. Gleichzeitig ist er jedoch auch fest in der jüngeren deutschschweizer Architektur verwurzelt, nicht nur in der formal zurückhaltenden Detaillierung der Halle. Der komplexe, vertikal mäandrierende Innenraum etwa, der die einfache kubische Form gleichsam aushöhlt, ist ein Thema, das speziell im Umfeld der ETH seit längerer Zeit immer wieder aufgegriffen wird. Erinnerung sei beispielsweise an das

disqualifizierte Siegerprojekt von Samuel Bünzli und Simon Courvoisier für den Wettbewerb Rathausbezirk Stans aus dem Jahr 1992, doch lässt sich das Thema an der Hochschule bis in die späten achtziger Jahre zurückverfolgen. Und wollte man seine Genealogie weiter ausloten, müsste man Projekte von OMA und Jean Nouvel in Betracht ziehen, aber auch die Errungenschaften der Deutschschweizer im Städtebau.

In diesem Sinne ist das Haus ganz und gar unklassisch und lässt sich beispielsweise auch mit jüngeren Beispielen von gefalteten Räumen vergleichen, obwohl es natürlich weit davon entfernt ist, explizit eine Falte als gebaute Metapher vorzuführen. Es unterläuft aber eine konventionelle typologische Betrachtung, obwohl - oder vielleicht gerade weil - in Spuren eine übliche dreibündige Disposition erkennbar ist.

Traditionelle Werte

Und doch ist die Architektur der Tradition verpflichtet, indem nach einem angemessenen und (selbst-)verständlichen Ausdruck für die gegebene Aufgabe gesucht wird. Vertraute Elemente sind die Gliederung des Baukörpers, die Bedeutung, die der Tektonik beigemessen wird, und nicht zuletzt der Anspruch auf Dauerhaftigkeit, Solidität und ein Altern in Würde. Wen wundert, wenn die Architekten zur Beschreibung der Beziehung von Aussen und Innen die Metapher des Herrenanzuges bemühen, mit seinem wollenen Äusseren und dem seidigen Futter? Seit Adolf Loos steht diese für solide Eleganz und kultivierten Geschmack, vor allem aber auch für Qualitätsbewusstsein.

Diese Ansprüche werden nicht nur in der schweren, alterungsfähigen Steinfassade eingelöst, sondern auch in der Detaillierung des Innenausbaus. So gibt es selbstverständlich im ganzen Haus Fussleisten, in den öffentlichen Bereichen aus dem gleichen Quarzit wie der Boden. Ein beachtlicher planerischer und konstruktiver Aufwand wird dabei in Kauf genommen, um Schabigkeit auch über den Fototermin hinaus zu vermeiden.

Es entspricht der traditionellen Auffassung von Tektonik, konstruktive Probleme zum Anlass für gestalterische Lösungen zu nehmen. Die verbreiterte Horizontalfuge unter den Fenstern löst zum Beispiel das Anschlussproblem von der Aluminium-Fensterbank zum Naturstein. Mit Ausnahme des Sockelbereiches, der gerade dadurch ausgezeichnet wird, ist das Element nun aber unter dem Sturz wiederholt, obwohl es hier keine konstruktive Funktion hat. So wird es prägend für die Gliederung der Fassade: die Schatten-

fugen unterstreichen die Geschossigkeit und betonen die Horizontalität, ausgleichend zur Vertikalität der Fensterachsen.

Es ist beeindruckend, wie sicher bei diesem Erstlingswerk die Gestaltungselemente eingesetzt werden. Dies gilt speziell auch für den Einsatz der Materialien und der Farbe. Das zurückhaltende, dunkle Grau der Gangbereiche lässt die edlen Holzfurniere und die punktuell eingesetzten Buntfarben erstrahlen. Dabei gibt es eine klare Hierarchie: während die besonderen Materialien streng konzeptionell verwendet werden, gilt das nicht für die Farben, mit denen beinahe spielerisch einzelne Bereiche akzentuiert werden.

Eigene Entscheidungsstrategie

In diesem Bau ist nicht das möglichst konsequente Auskosten eines Themas Konzept, sondern ein sorgfältiges, synthetisches Abwägen unterschiedlicher Aspekte. So wurde beispielsweise zugunsten der Ökonomie, vor allem aber einer grösseren Ruhe und harmonischeren Raumwirkung darauf verzichtet, auch das oberste Geschoss unmittelbar an die Halle anzuschliessen. Damit wurde eine zusätzliche Hierarchie und eine andersartige Stimmung im Gebäude eingeführt und ein Verzicht an Öffentlichkeit in Kauf genommen. Solche Entscheidungen sind natürlich diskutabel, tragen aber wesentlich zum Reichtum und Charakter des Hauses bei. Diese Strategie der zwar nicht logischen, aber erklärbaren Entscheide stellt eine beachtenswerte Alternative zum Streben nach Konsequenz dar, das in der Schweizer Architektur oft verkrampft «um jeden Preis» betrieben wird, und bei dem oft genug die Prämissen der inneren Logik irrational und unhinterfragt bleiben. In diesem Sinn sei eine eigene Anschauung wärmstens empfohlen.

Adresse des Verfassers:

Martin Tschanz, dipl. Arch. ETH, Albertstrasse 5, 8005 Zürich

Angaben zum Projekt

Bauherrschaft:
Gemeinde Jona
Architekten:
Müller und Truniger, dipl. Architekten
ETH/SIA, Zürich und Jona
Bauleitung:
Herbert Oberholzer, Architekt SIA BSA,
Zürich und Jona, Pierre Robin
Wettbewerb: 1994
Ausführung: 1997/98
Kennzahlen (einschl. Tiefgarage):
Rauminhalt gem. SIA 116: 17 360 m³
Gebäudekosten BKP 2 (KV): 9,27 Mio. Fr.,
Fr./m²: 534.-